

Jaffna, Chilaw und Trincolalie, die aus dem ehemaligen Vikariat Jaffna hervorgegangen sind, 189 173 Katholiken¹⁵.

Daß man dabei die Heranbildung des einheimischen Klerus nicht vernachlässigt hat, beweist die Tatsache, daß zwei von ihnen, Jaffna und Chilaw, von ceylonischen Bischöfen geleitet werden.

DR. P. GONSALVUS WALTER OFMCap, EHRENBREITSTEIN
DIE AKKOMMODATIONSMETHODE
DES P. MATTEO RICCI SJ IN CHINA *

Der Hauptsache nach schon im Lauf der Einleitung macht uns Vf. mit den wichtigsten Anliegen Riccis bekannt. Im Jahre 1583 ins Innere Chinas gelangt, sucht Ricci allen Schein zu meiden, daß er mit einer der Kolonialmächte, Portugal in Makao oder Spanien auf den Philippinen, Verbindung habe (XXIV). Man könnte unter dem gewöhnlichen Volk schon gleich viele Bekehrungen machen, aber man läßt sich darauf nicht viel ein, sondern verschafft sich auf möglichst unverfängliche Weise Eintritt und Position bei den Liberalen und Beamten mit dem Ziel, so schnell als möglich nach Peking und zum Kaiser selbst vorzudringen (XXVI f.; XL). In Gelehrsamkeit und Bildung, Lebensweise, Umgangsformen und Sprache wird man ein Chinese der hohen Literatenklasse (XXXIII; XXXIX). Man ist bescheiden, ignoriert sogar Zurücksetzung, Unhöflichkeit und feindselige Behandlung, wahrt aber seine Würde (XXVI). Uhren, Glasspiegel, Prismen, Mathematik, Astronomie müssen Eingang und Position schaffen helfen (XXVIII; XXXIX). Zu den Heiden spricht man zunächst nicht von Christus, sondern von den Wahrheiten über Gott, Schöpfung, Seele, Tugend, wofür man in ihrer eigenen Philosophie und Weisheit den Ansatz sucht (XXVI f.; 369 f.). Die Familie, in die das Christentum einmal eingedrungen ist, missioniert sich selbst (336 f.), und die „Bruderschaft der Mutter Gottes“ bewährt sich im Laienapostolat (362—364). Man macht den Katechumenen und Getauften die ganze Lehre bekannt, spendet aber die Sakramente erst, wenn sie von selbst verlangt werden (XXVI f.). Das Halten des Sonntags und der Fasten betont man weniger als Pflicht denn als selbstverständliche Leistung des rechten Christen (354—362). Dem chinesischen Brauch muß man, soweit es nur irgend erlaubt ist, entgegenkommen, also auch die Riten (Totenklage, Kotou, Kerzen, Weihrauch, Spenden von Speisen, Bild oder Namentafel) gegenüber den Ahnen und dem weisen Konfuzius gestatten und auch selbst mitmachen (XXVII; XL). Ricci faßt seine Aufgabe dahin zusammen, daß er und seine Gefährten das Tor zu öffnen und den Weg zu bereiten hätten, damit andere eintreten und ernten könnten (XXVII). Nachdem Vf. in der Einleitung Leben und Persönlichkeit Riccis höchst anziehend geschildert hat, zeigt er in sechs Abschnitten, wie der große Gründer der chinesischen Mission im einzelnen, auch im kleinen und kleinsten, gehandelt hat, um seine Anliegen zu verwirklichen. In bezug auf Forschungsmethode, Durchdringung des Stoffes und, von Kleinigkeiten abgesehen, auch in bezug auf die Darstellung ist die Arbeit mustergültig, am Schluß ein vorzügliches Sachregister. Dieser Feststellung tun einige Ausstellungen, die wir noch machen möchten, keinen Eintrag.

¹⁵ Le Missioni Cattoliche, Roma 1950.

* Zu dem gleichnamigen Buch von Dr. P. Joh. Bettray SVD, in: *Analecta Gregoriana*, LXXXVI. Gregoriana, Romae 1955, XL u. 411 SS.

Zuerst einige Kleinigkeiten. In ein so schönes Ricci-Buch wie dieses gehört auch ein Bild Riccis. Außer den Ricci-Quellen und der Ricci-Literatur ist eine ganz gute Auswahl anderer sinologischer Literatur benutzt worden, doch hätte es ausgiebiger geschehen müssen, z. B. zum Ursprung des Taoismus (267—270), zum Gottesnamen (277—281) usw. — Bei Beurteilung der buddhistischen (3; 256) und taoistischen (269) Bonzen sollte Ricci und jeder andere zuerst auf die frommen Buddhisten und Taoisten, nicht auf Außenstehende und Feinde hören. Als Ricci und seine Gefährten nicht weiterhin als Ho Shan, buddhistische Bonzen, erscheinen wollten (15), ließen sie sich Tao jen nennen, was Ricci mit „Predigerliterat“ erklärt (8). Tao jen ist ein taoistischer Bonze, dasselbe wie die von Ricci schlecht beurteilten „tausu“ oder Tao Shih (268). — Wenn man die oft zitierte „Reismethode“ (28) von Fall zu Fall genau nach den Motiven und Umständen untersuchen würde, bliebe wohl, auch in Peking, ein bißchen Reis, aber keine Methode mehr. Sie darf aus der Literatur verschwinden. — Ricci und die Seinigen begriffen an der chinesischen Malerei, die ihnen als Klexerei erschien (56), offenbar den von der Renaissancemalerei so verschiedenen Expressionismus nicht. — Suchow in Shensi (71) ist wohl Suchow im heutigen Kansu, das früher zu Shensi gerechnet wurde. — Über die Frage der von Ricci gebrauchten Form der Eheschließung (148) könnte man durch Rückschluß von späterer Zeit doch wenigstens zu einer Vermutung kommen; die Frage hat einiges Interesse. — Wenn Ricci und Leo Li Gott als „Vater-Mutter“ rühmen, sprechen sie einfach chinesisch; mit „Himmel und Erde“ (284—286) hängt das nicht zusammen. — „Tien Chu Ching“ bedeutet nicht „Schrift des Herrn des Himmels“, also Hl. Schrift, sondern, wie der Vf. in Klammern sagt, „Gebet des Herrn des Himmels“, nämlich Vaterunser (287 f.). — Vagnoni sagt nicht, daß es unerlaubt sei, die Bilder der Ahnen zu ehren (325), wohl aber, sie sich durch Zauberei zu verschaffen. Übrigens ist die Ehrung des Ahnenbildes oder der Ahnentafel für Christen eine heikle Sache, weil nach heidnischer Anschauung das Bild oder die Tafel nicht bloß den früher Lebenden, sondern noch viel mehr die abgeschiedene Seele vertritt, ja ihr Sitz ist, wenn sie zur Entgegennahme der Ehrung gegenwärtig ist. — Daß die sechs Matronen ganz gern alle Taufzeremonien an sich vornehmen ließen, kommt wohl weniger vom Sieg des Christentums (337 f.) als von der vernünftigen, resoluten Art der meisten chinesischen alten Frauen. — Der Stil, den der Vf. schreibt, dürfte manchmal klarer, der Druck sorgfältiger (z. B. 347) sein; die Heftung des broschierten Bandes ist schlecht.

Die folgenden Bemerkungen in betreff der Riten zur Ehrung der Ahnen und des Konfuzius haben das China vor der großen Geistesumwälzung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts sowie das auch heute noch fortlebende Altchina im Auge. Auf Grund jener Umwälzung erfolgte 1939 die Milderung des kirchlichen Ritenverbotes. Sie bedeutet also nicht, daß das früher strengere Verbot irrtümlich erlassen sei und nun endlich verbessert würde, sondern ist eine neue Anpassung an eine neue Lage, wie das Dekret ausdrücklich betont.

Wenn wir eine Windthorstfeier veranstalten, wollen wir den früher lebenden und in unserem Andenken mit Leib und Seele noch fortlebenden Windthorst ehren (Gedenkfeier oder Gedenkehrung); es fällt uns nicht ein, seine abgeschiedene Seele ehren zu wollen (Seelenehrung). Der Vf. hätte darauf aufmerksam machen müssen, daß China anders denkt. Jeder Kundige, auch Ricci, weiß, daß die Chinesen an allererster Stelle die abgeschiedene Seele des verstorbenen Vaters oder Ahns und die Seele, den Geist des „Heiligen“ oder „Helden“, z. B.

des Konfuzius, mit ihren Riten ehren wollen. Die Seele des Verstorbenen gehört immer noch zur Familie und der Geist des Lehrers Kung ist für seine Frommen erreichbar, beim Ritus sind sie im Bild oder in der Seelentafel oder im freien Raum anwesend und nehmen die pietätvolle Ehrung entgegen. Ob die Seelen materiell sind und nur eine Zeitlang fortleben, wie die Konfuzianer gern annehmen möchten, oder ob sie geistig sind, wie alle anderen Chinesen meinen, spielt keine Rolle. Bei dieser Seelenehrung kann freilich eine Gedenkehrung nebenher mitschwingen, ist aber nicht, wie bei der Windthorstfeier, die wesentliche Idee, vielmehr denkt man primitiv-animistisch gerade an die Seele.

Bei der Windthorstfeier und bei jeder Gedenkehrung haben wir nicht den entferntesten Gedanken, dem Geehrten einen religiösen Kult zu erweisen; es handelt sich für uns um reine Zivilehrung. Auch der Chineser denkt bei der Gedenkehrung nicht anders. Er ist nie auf die Idee gekommen, einen lebenden Menschen für einen Gott oder sonst ein überirdisches Wesen zu halten, kommt darum auch nicht auf die Idee, der Verstorbene sei im Leben nun doch ein Gott gewesen und man müsse ihm darum im Gedenkkult göttliche oder irgendwie religiöse Ehre erweisen. Die Gedenkehrung ist also beim Chinesen wie bei uns Zivilehrung.

Nun kennen wir nicht bloß Windthorstfeiern, sondern noch viel mehr Heiligenverehrung und Armenseelenkult. Da schwingt wohl, namentlich beim Grabbkult, etwas Gedenkehrung mit, aber im wesentlichen sind der Gegenstand unseres Kultes die Seelen der Heiligen im Himmel und die armen Seelen im Fegfeuer. Es handelt sich also wie bei der Ahnen- und Konfuziusehrung der Chinesen um Seelenehrung.

Für uns Katholiken ist unsere Seelenehrung (Heilige und Arme Seelen) ein religiöser Kult. Für die Chinesen ist nach der These Riccis ihre Seelenehrung (Ahnen und Konfuzius) ein Zivilkult. Die These Riccis hätte Vf. unbedingt klar herausarbeiten und genau angeben müssen, nämlich: Ricci behauptet nicht, die chinesische Gedenkehrung sei wie die europäische zivil, sondern er behauptet, die chinesische Seelenehrung sei zum Unterschied von der katholischen nicht religiös, sondern zivil.

Daß unsere Heiligenverehrung und unser Armenseelenkult religiös ist, würde eine Analyse dartun. Es scheint sogar, daß man einer abgeschiedenen Seele überhaupt keine Zivilehrung erweisen darf (wohl aber dem Toten in der Gedenkehrung!). Im Himmel ist die Seele im Endstand und mit Gott vereinigt, kann daher nur in Verbindung mit Gott, also religiös geehrt werden. Im Fegfeuer ist die Seele im Endstand und rechtlich, wenn auch nicht tatsächlich, mit Gott vereinigt, mithin ist es rechtlich unerlaubt, sie anders als in Verbindung mit Gott, also religiös, zu ehren. Die verdammten Seelen in der Hölle sind im Endstand und fern von Gott, dürfen also gar nicht geehrt werden.

Ricci will zeigen, daß die Chinesen den Seelen ihrer Ahnen und des Konfuzius keine religiöse, sondern nur eine zivile Ehrung erweisen. Nach Vf. argumentiert er so: Die Riten, welche die Chinesen lebenden Menschen zuweilen erweisen, sind sicher nicht abergläubischer, sondern ziviler Art; nun dient man aber den Toten genau so, wie wenn sie leben würden; also kann diese Totenehrung (in ihrer ursprünglichen Reinheit) keinen abergläubischen Sinn haben (292). Zur Kritik: Ricci kann vom Sinn der Lebend-Ehrung auf den Sinn der Gedenkehrung, nicht aber auf den Sinn der Seelenehrung schließen; ferner werden dieselben Riten, mit denen man die Seele der Ahnen und des Konfuzius ehrt, auch den Göttern und Geistern entrichtet; endlich scheint es nach obiger Darlegung überhaupt nicht erlaubt zu sein, den abgeschiedenen Seelen Zivilehrung

zu erweisen. Nach Vf. bekräftigt Ricci sein Argument mit den Worten: „Zumal da die Chinesen in diesen Toten keine Gottheit anerkennen, noch sie anflehen oder etwas von ihnen erhoffen, so ist alles dieses frei von jedem Götzendienste und vielleicht kann man sagen: Frei von jedem Aberglauben“ (321). Man wunderte sich, wie Ricci nach 25 Jahren Chinaaufenthalt so sprechen kann, und es ist kein Wunder, daß nicht alle seine Mitbrüder und Mitarbeiter bei seiner Ansicht blieben. Von einigen wenigen Atheisten abgesehen, sind alle gelehrten Konfuzianer und das gesamte chinesische Volk Polytheisten, werden sich also wohl schwer tun, die Seelen der Verstorbenen und die des Konfuzius von ihren unzähligen hohen und niederen Göttern und Geistern zu unterscheiden, zumal im allgemeinen kein Anlaß zur Unterscheidung vorliegt, da die Geister Hunderter früher Lebender als Götter verehrt werden, und der Ritus des Kultes für alle gleich ist; ferner: die Seelen selbst verlangen die Ehrung und sind anwesend, um sie in Empfang zu nehmen, wenn sie auch aus den Opferschüsseln nicht essen; endlich: der Sohn des Verstorbenen oder der Konfuzius-Jünger erhofft Glück oder fürchtet Unglück, die Rache der Ahnen und Geister, je nachdem er die verlangte Ehrung genau nach dem Ritus vollzieht oder nicht; andererseits sind die Ahnen gütig und werden die in die Totenklage eingestreuten Flehrufe erhören, falls sie können. Zum Ganzen der These Riccis wäre noch zu bemerken: es ist doch sonderbar, daß unter allen christlichen und nichtchristlichen Völkern, welche den Seelenkult haben, die Chinesen wohl die einzigen sein sollen, bei denen er nicht religiös, sondern zivil ist. Ferner könnte das Vorgehen Riccis taktisch auch anders sein. Er erklärt die Riten als zivil und nimmt dann eine Auswahl (warum nicht alle?) für die Christen an. So behält er Anschluß an das Volkstum, verliert aber jeden Abstand von dem in der Sache liegenden und daran angrenzenden Heidentum. Er könnte die Seelenehrung ohne besonders tiefe Untersuchung als Götzendienst und für die Christen unerlaubt erklären und so Abstand zum Heidentum schaffen, dann aber einzelne Zeremonien, gegebenenfalls etwas verändert (z.B. Opferschüssel in Almosenschüssel verwandelt), beibehalten, wenn auch vielleicht mit einiger Gefahr des Aberglaubens. Dieses ist die Taktik der Kirche in allen Missionsländern und in allen Jahrhunderten. Sie ist im konkreten Fall vielleicht weniger von klar erkannten Gründen als vom Instinkt, d. h. vom Hl. Geist geleitet. Auch ist die jüngste Milderung des Ritenverbotes keine nachträgliche Rechtfertigung für Ricci. Unser modernes Jungchina, vom Universitätsprofessor bis zum fortschrittlich angehauchten Analphabeten, möchte alles, was jenseits des Grabes ist, sowie alle Götter und Geister entweder leugnen oder sich wenigstens nicht nach altem Glauben und Ritus darum kümmern, möchte den Ahnen und Heroen nicht Seelenehrung, sondern Gedenkehrung, natürlich mit Zivilkult und im neuen Ritus, darbringen. Altchina dagegen ehrte die abgeschiedenen Seelen und Geister der Ahnen und Heroen. Ricci selbst wollte die übliche Seelenehrung als Zivil Ehrung auffassen, sie dann gelten lassen und persönlich mitmachen. Dafür wird er von unserem Jungchina ausgelacht, denn Seelenehrung ist rückständig. Auch ist das, was die Kirche jetzt gelten läßt, nicht zivile Seelenehrung, sondern zivile Gedenkehrung.

Wir glauben nicht, daß wir Ricci widerlegt haben. Wir wollen nur zeigen, daß man Ricci kritisieren kann, weil Vf. dazu verleiten könnte, die These Riccis als unumstößlich sicher hinzunehmen. Da Vf. den für Ricci geltenden Fragestand nicht klar herausstellt, kann es sehr wohl sein, daß die Argumente Riccis beweisen wollen, die Chinesen übten keine Seelenehrung, sondern nur (zivile)

Gedenkehrung. Auch für diesen Fall ist aus unseren Darlegungen zu entnehmen, daß die These Riccis durchaus nicht bewiesen ist.

Vf. sagt im Vorwort, es habe seine guten Gründe, daß er die darstellende Methode befolge und die einzelnen in Frage stehenden Probleme einer kritischen, möglicherweise vergleichenden Würdigung nicht unterziehe; die Methode Riccis als solche solle in der Arbeit zur Geltung kommen (VI). Dieses Vorgehen oder dieser Trick hat zur Folge, daß die Akkommodationsmethode Riccis in einer gründlichen, abschließenden Arbeit dargestellt wird, daß sie unkritisiert bleibt und daß sie als alleingültig erscheint. An die Möglichkeit einer kritischen Würdigung erinnert Vf. im Lauf der Arbeit nicht mehr. Daß ferner die Ritenfrage eine bis heute unentschiedene Kontroverse mit guten Gründen auch auf seiten der Ritenegner ist, wird nicht erwähnt. Daß die Kirche die Ritenangelegenheit mehr als hundert (!) Jahre lang immer wieder untersucht und das praktische Verhalten durch das Ritenverbot vorgeschrieben hat, hören wir nicht, wohl aber die etwas dunkle Äußerung, daß die von der Kirche jüngst (1939) gegebene Milderung des Ritenverbotes wohl bestätigen könne, daß die exakten und sauberen Prinzipien Riccis „auch methodisch richtig“ waren (296). „Auch sahen wir“, sagt Vf., „daß es Ricci gelang, die einzelnen brauchbaren Elemente des Konfuzianismus hinsichtlich des Gottesbegriffes, der Totenehrung, des Ahnenkultes, der kindlichen Pietät ungezwungen in das christliche System einzubauen“ (384). Was konnte es, meint Vf. zustimmend im Sinne Riccis, für eine Schwierigkeit sein, Konfuzius zu ehren und die übrigen Zeremonien zu machen, wenn man nur am Glauben festhielt? Mißbräuche, die sich ergeben, wird die Zeit schon ausscheiden (386). Das Buch schließt dann mit den Sätzen: „Sein (Riccis) großes Verdienst ist es, das Tor weit aufgetan zu haben. Es stand weit auf, als er aus dem Leben schied. Leider hat man in der Folge den großen Geist und die weitgehende und doch auf so nüchternen Tatsachen aufgebaute Missionsmethode Riccis nicht mehr zu würdigen gewußt. Ob die heutige Situation die Folge und das Ergebnis auch unseres Versagens ist? Eine Antwort kann nur Gott geben.“ So macht Vf. eine gedankenlose Mode zwar nicht offen mit, schlägt ihr aber einen mächtigen Kotou. Die gedankenlose Mode sagt oder möchte gern sagen: „Die chinesische Mission ist von Ricci und den andern Jesuiten gut begonnen worden. Nach dem guten Anfang wurde die Methode verhängnisvoll geändert, hauptsächlich durch ungenügende Pflege der profanen Wissenschaften, durch Blockierung der einheimischen Ahnen- und Konfuzius-ehrung, durch Herabsteigen mit dem Missionswerk aus der gelehrten Oberschicht ins unwissende Volk, durch Anhängen an die Kolonialmächte. Hätte man, hätte man ... dann stünde die chinesische Kirche heute anders da. Aber der Unverstand hat eben gesiegt, und die Kirche, vom Hl. Geist sozusagen verlassen, geriet in falsches Fahrwasser.“ Gedankenlose Vereinfachung der kompliziertesten Dinge! Als Theologe muß man in der Ritenfrage eine Kontroverse sehen mit Gründen auf beiden Seiten. Als Historiker muß man die Augen aufmachen für die Gesamtheit der Tatsachen, die das chinesische Missionswerk und sein Ergebnis bestimmt haben. Als Katholik muß man an die Leitung der Vorsehung Gottes glauben und für die Vorschriften der Kirche eine katholische Nase, wie Ricci (XXIX), haben. Aufs Prophezeien endlich sollte sich niemand einlassen, denn auch bei „Hätte man ... Hätte man ...“, kann offenbar aus Gründen, die man nicht voraussieht, alles anders kommen als man prophezeit. Wir halten ein freies, unbekümmertes Wandeln auf diesen vier breiten Wegen für ganz ungefährlich. Auf diesen breiten Wegen hat man weite Sicht, auch zur Würdigung der Methode Riccis.

Ricci war, auch sofern er irrte, nach Gottes Ruf der große Gründer der chinesischen Mission. Daß er aber, wie Vf. stillschweigend voraussetzt, außerdem berufen gewesen sei, auch für alle Zukunft die Methode und den ganzen Gang des Werkes zu bestimmen, wird durch den tatsächlichen Ablauf desselben offensichtlich verneint. Ricci selbst, seine Gefährten und seine Obern waren sich gewiß wohl bewußt, daß der Mensch denkt und Gott lenkt, schrieben daher ihren hohen Plänen für die Zukunft nur bedingte Gültigkeit zu. Weil Vf. in viel zu enger Sicht die Methode Riccis als maßgebend für alle Zukunft betrachtet, verwehrt er sich jedes Verständnis für die Missionsgeschichte Chinas. Sie ist für ihn im wesentlichen ein großes Versagen, weil sie nicht nach Riccinging. So eng hat der herrliche Ricci nicht gedacht. Als großer und heiliger Mann war er bescheiden und ließ die künftige Chinamission nicht nach eigenem, sondern nach Gottes Plan gehen, auch in der Ritenfrage. Wir sollten der vergangenen Chinamission, auch angesichts des Endes, dasselbe Verständnis entgegenbringen wie Ricci der zukünftigen: es unter der Hand der Vorsehung und der Kirche alles in allem gut getan sein lassen.

ABBE W. PROMPER, LÖWEN (BELGIEN)

COLLEGIUM PRO AMERICA LATINA BEI DER UNIVERSITÄT LÖWEN

In seinem Schreiben an den Rektor des neuerrichteten Latein-Amerika-Kollegs erklärte Kardinal van Roey, Erzbischof von Mecheln und Primas von Belgien, am 5. Dezember 1953 Aufgabe und Bedeutung des neuen Instituts:

„Dieses Kolleg soll im Vollsinn des Wortes ein ‚Seminarium‘ sein zur Heranbildung von Priestern für die weit ausgedehnten Länder Lateinamerikas, wo der große Priestermangel sich schmerzlich bemerkbar macht, da der Großteil der Bevölkerung getauft ist.

Um im Rahmen der Möglichkeiten der geistlichen Not dieser Millionen von Schafen ohne Hirten Hilfe zu bringen, habe ich, im Einvernehmen mit den belgischen Bischöfen, beschlossen, dieses neue Kolleg zu gründen und es der Schirmherrschaft unserer großen katholischen Universität Löwen zu unterstellen.

Ich hege die Überzeugung, so dem Wunsche des Heiligen Stuhles zu willfahren, der in dringlicher Form zum Ausdruck gebracht wurde von Sr. Eminenz Kardinal Pizzardo, Präfekt der Kongregation der Seminarien und Universitäten, und von Sr. Eminenz Kardinal Piazza, Sekretär der Konsistorialkongregation.“

Bald nach Eröffnung des Kollegs meldeten sich die ersten Kandidaten, Theologiestudenten und junge Priester, Flamen und Wallonen. Im Laufe des Jahres 1955 sind schon acht Priester ausgesandt worden: 3 nach Bolivien, 2 nach Argentinien, 2 zur Neugründung einer Pfarrei in der venezolanischen Hauptstadt Caracas, einer als Professor an ein brasilianisches Priesterseminar. Zur Zeit zählt das Kolleg 23 Kandidaten aus Belgien, Holland, Irland und auch einen deutschen Studenten aus Karlsruhe. Verschiedene südamerikanische Priester und Seminaristen, die an der Universität höhere Studien betreiben, wohnen ebenfalls im Kolleg. So sind die europäischen Kandidaten in ständigem Kontakt mit Confratres ihres zukünftigen Wirkungsfeldes. Philosophie und Theologie hören die Alumnus an der Universität. Im Hause selbst sind Sondervorlesungen für Spanisch oder Portugiesisch, lateinamerikanische Geschichte, Erd- und Völkerkunde etc.